

**Dynamiken der Vermittlung:
Koblenzer Studien zur Germanistik
Band 3**

Lothar Bluhm
Volker Ladenthin
Stefan Neuhaus (Hg.)

Literatur als Lebensform

Eine Sammlung lesebiographischer Essays

Tectum Verlag

Lothar Bluhm
Volker Ladenthin
Stefan Neuhaus (Hg.)

Literatur als Lebensform

Eine Sammlung lesebiographischer Essays

Dynamiken der Vermittlung:

Koblenzer Studien zur Germanistik

Band 3

Herausgegeben von apl. Prof. Dr. Helga Arend,
apl. Prof. Dr. Hajo Diekmannshenke, Prof. Dr. Wolf-Andreas Liebert,
Prof. Dr. Stefan Neuhaus, Prof. Dr. Uta Schaffers,
Prof. Dr. Helmut Schmiedt, Prof. Dr. Eva L. Wyss

© Tectum Verlag Marburg, 2016

ISBN: 978-3-8288-3717-1

ISSN: 2365-3043

Umschlagabbildung: de.123rf.com © Irina Tischenko

Umschlaggestaltung: Norman Rinckenberger | Tectum Verlag

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de



Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

Einleitung: Wie, warum und zu welchem Ende verfassen wir Lesebiographien?	5
<i>Karl Riha</i> Wie, weshalb und wozu ich mich mit Literatur beschäftige?	17
<i>Wulf Segebrecht</i> Mein Lesen und Schreiben im Laufe der Zeiten	41
<i>Heinz Rölleke</i> Von Gustav Schwab zu Benjamin Hederich. Lektüre- erfahrungen in konzentrischen Kreisen	53
<i>Hans-Heino Ewers</i> Germanist der Nach-68er-Generation	69
<i>Ernst Osterkamp</i> Lehrjahre des Lesens	77
<i>Volker Ladenthin</i> Literarische Sozialisation und literarische Bildung. Wie ich zur Literaturwissenschaft kam	93
<i>Siegfried Steinmann</i> Einstürzende Bücherregale	127
<i>Lothar Bluhm</i> So recht passt eigentlich nichts zusammen	143
<i>Gertrud Maria Rösch</i> Die Bibel und die Bücherei. Szenen einer Lesesozialisation	163

<i>Lutz Hagestedt</i> „Goldzöpfchen und die drei Bären“. Bruchstücke einer kleinen Konfession	169
<i>Achim Höller</i> Wie ich mein eigener Bibliothekar wurde	185
<i>Martin Hellström</i> „Als ich aber erwachte, / Ging unvermutet die Sonne auf“	203
<i>Gabriela Scherer</i> Wie die Leserratte zur Bilderbuchforschung kommt. Über Höhen und Untiefen einer akademischen Laufbahn	215
<i>Stefan Neubaus</i> Von Zauberbergen und Weltmittelpunkten	233
<i>Torsten Voß</i> Von der Kita zum LK. Frühe Stationen einer Lesebiographie und warum auch <i>Langeweile</i> ein Lektüreerlebnis sein kann (und muss)	243
Die Beiträger	255

Einleitung: Wie, warum und zu welchem Ende verfassen wir Lesebiographien?

„Im Lauf der Zeit stellt unser Gedächtnis eine ungleiche Bibliothek zusammen, die aus Büchern oder Seiten besteht, deren Lektüre für uns Glück bedeutet hat und die wir gern teilen würden. Die Texte dieser intimen Bibliothek sind nicht zwangsläufig berühmt.“

Jorge Luis Borges (in: Mein erstes Buch. Autoren erzählen vom Lesen. Hrsg. von Hans Jürgen Balmes. Frankfurt/M. 2002)

I.

Dass Autoren von ihrem Lesen erzählen, erstaunt nicht. Wenn aber Literaturwissenschaftler, die gemeinhin *über* Literatur schreiben und bestenfalls noch über die Lektüre anderer, auch einmal über ihr eigenes Lesen schreiben, gar eine eigene Lesebiographie versuchen, ist das so ganz selbstverständlich nicht. Dabei gibt es eine durchaus beachtenswerte Tradition von solcherart Lektüreberichten. Auf die Frage, wie man zum Lesen gekommen ist und welchen Stellenwert dieses Lesen im erinnerten Leben gewonnen hat, ist an prominenter Stelle schon einmal eine Antwort versucht worden. Den Titel von Friedrich Schillers Antrittsvorlesung in Jena variierend, stellte kein Geringerer als Siegfried Unseld einer Reihe von Fachleuten die Frage: „Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?“ Anlass war der 70. Geburtstag des namhaften französischen Germanisten und Publizisten Robert Minder. Der Band mit den Antworten erschien 1972 im Suhrkamp-Verlag. In den entsprechenden Katalogen lässt er sich leicht finden, so verzichten wir hier wie im ganzen vorliegenden Buch auf detaillierte Nachweise wie überhaupt auf den üblichen Wissenschaftsapparat, um dem Band einen essayistischen Charakter zu geben. Er passt, wie wir meinen, zu einem solchen von persönlichen Erinnerungen und damit auch nachträglichen Fiktionalisierungen abhängigen Thema si-

Die Bibel und die Bücherei. Szenen einer Lesesozialisation

Gertrud Maria Rösch

I.

Am Anfang stand ein double bind, und der kam durch das Bibellesen. In der Bibel fanden sich die Geschichten, die fortwährend zum Lesen anreizten, und doch war darunter mindestens eine, die gerade das Tun, das Arbeiten forderte und damit das Lesen unversehens zu seinem Gegenteil machte, zur Faulheit. Heute noch sehe ich die Kinderbibel von Anne de Vries vor mir, mit den zweifarbigen Holzschnitten, deren kantige Konturen mir früher begegneten als die ganze Welt der abendländischen christlichen Malerei von Stephan Lochner bis Marc Chagall. Ich sehe die Arche mit dem Gedränge der Tiere und die Himmelsleiter, auf denen die Engel zum träumenden Jakob niedersteigen.

Und da war Joseph mit seinen Brüdern. Wie sie ihn in die Zisterne werfen, wie sie sein Kleid blutig beschmieren, wie er aber gerettet und nach Ägypten verkauft wird. Ägypten und Pharao und Zisterne, diese Wörter kamen alle nur in der Bibel vor, sie klangen magisch, und wir, meine zwei Brüder und ich, warteten darauf, die Geschichten um diese Wörter immer wieder zu hören. Der Pharao hatte einen Traum, in dem die mageren Kühe die fetten Kühe fraßen – dieses Bild studierte ich, weil die Kühe zwar aussahen wie Kühe, aber Kühe fressen nicht einander, sondern Heu und Gras; das wusste ich von den Kühen aus unserem Stall. Wie die Tochter des Pharao mit den anderen Frauen den Weidenkorb mit Moses im Schilf findet, konnte ich mir gut vorstellen, denn die zwei Geschwister, die gerade auf die Welt gekommen waren, lagen auch in einem Wäschekorb, der auf gedrehten Beinen mit Rädern stand und beim Hin- und Herfahren knarzte. Überhaupt war es aufregend, wie die Ägypter die Israeliten bis ans Rote

Meer verfolgen und dann in einem einzigen Gewürge untergehen. Wenn ich die Szene vom Durchzug durchs Rote Meer anschaute, dann konnte ich mich an alles erinnern und hersagen, was dazu geschrieben war: Wie die Israeliten trockenen Fußes hindurch zogen, aber die Rosse und Streitwagen – Wo sieht man den Streitwagen? Was ist ein Streitwagen? – des Pharaos ihnen nachsetzten und das Meer sich über ihnen schloss.

David erschlug Goliath, der nach hinten zu Boden sank; Absalom blieb mit seinen Haaren im Baum hängen. Alles war interessant: Wie Ruth die Ähren auflos, wie die Mauern von Jericho einstürzten, wie das tote Mädchen wieder auferweckt wird. Ruth las die Ähren auf, weil das Getreide nicht verschwendet werden durfte – auf solche Bilder und anschauliche Einzelszenen reduzierte sich die biblische Unterweisung durch die Großtante oder durch die beiden Frauen, die als Flüchtlinge ins Haus gekommen waren und blieben und die nun zum Haus gehörten und sich um die Geschwister und mich kümmerten. Was wir lasen, befeuerte die Phantasie und lenkte zugleich den Blick zurück auf die Realität: Kühe fressen nicht einander, Kinder liegen in Wäschekörben, Ährenlesen ist eine Arbeit wie die Wäsche aufzuhängen, den Hof zu kehren, im Garten zu gießen, Essen zu kochen.

Selten waren es die Eltern, aber dann fand sich oft sonst jemand bereit oder hatte Zeit, um dem Drängen der Kinder nachzugeben und vorzulesen, ehe wir ins Bett gehen mussten. Das Gleichnis von den fünf Talenten wurde erklärt: Wer fünf Talente bekommt, muss daraus zehn machen; und wer zwei Talente hat, kann daraus vier machen. Aber wer nur ein Talent hat und nichts tut, der ist faul. Ich habe fünf Talente bekommen und muss daher zehn Talente zurückbringen. Mit seinem dicken, durch Arbeit klobig gewordenen Finger zeigte mein Vater auf das Bild: Dort waren die Säcke mit Gold zu sehen, die jeder Knecht erhielt und die er vermehren sollte.

Aber Lesen war Nichtstun! Keiner setzte sich tagsüber hin und las. Das geschah am Abend, dass mein Vater und später die Mutter und die Großtante die *Amberger Zeitung* durchblättern und einiges darin lasen. Einmal in der Woche kam das *Bistumsblatt*, das *Landwirtschaftliche Wochenblatt* und der *Bayernkurier*, dazu einmal im Monat die *Stadt Gottes*, die Zeitschrift der Steyler Missionare, die meine Großtante abonniert hatte, weil einer der Neffen Missionar war – in Neuguinea, einem Land unendlich weit weg und von unendlicher Faszination. Heute noch spüre ich die Gebanntheit, wenn ein Brief mit den großen bunten Marken gebracht wurde und die Großtante erklärte, der kommt von dort, wo noch die Menschenfresser leben.

Viele Bücher gab es ohnehin nicht, deswegen waren sie alle sehr gebraucht und zerlesen. *Was Kinder gerne singen*. Das war ein großes Liederbuch mit abgerissenen Rücken, in dem wir jedes Lied kannten, weil die Mutter mit uns sang, während sie im Kinderzimmer flickte oder in der Küche stand. *Was Kinder gerne hören*. Lauter kurze Geschichten, so dass die schöne Zeit des Vorlesens immer zu schnell vorbei war. Vorgelesen wurde außerdem aus einem dicken Buch mit Bildern, das immer „die Legende“ genannt wurde. Der volle Titel lautete: *Heiligen-Legende für alle Tage des Jahres. Mit Bevorzugung unserer deutschen Namenspatrone bearbeitet von Lorenz Beer. Mit einem ausführlichen Namensverzeichnis. Mit 64 Kunstblättern von Felix Baumbauer, Martin v. Feuerstein, Rudolf Hofmann, Georg Kau, Momme F. Nissen, Matthäus Schießl, Schleidner, Kunz, Huber-Sulzermoss und Fugel und 82 Illustrationen von A. Brunner. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Fünfte Auflage. Regensburg: Druck und Verlag von Josef Habel*. Die beiden Teile von Januar bis Juni sowie von Juli bis Dezember erschienen 1914 in einem Band und waren in Fraktur gedruckt. Das abgegriffene Buch, dessen Rücken mehrfach angeklebt wurde, hat nicht mehr alle Seiten und keine Vorsatzpapiere mehr; es liegt jetzt auf dem Tisch und bringt die Erinnerung zurück an dieses abendliche Ritual des Aufschlagens, der Suche nach dem Kalendertag und der Geschichte eines vorbildlichen Menschen, oft mit dem Namen eines der Geschwister oder Verwandten, aber häufiger mit einem noch nie gehörten Namen. Lese ich heute eine der Hagiographien, so muss ich mich wundern: So viel antiquierter Wortbestand, so viele Genitive, so viele Metaphern! Haben wir das damals verstanden? Oder war das Ritual des Vorlesens schon an sich genug? Wie haben wir es uns vorgestellt, wenn jemand Geschäfte halber nach Rom reist, wenn jemand den Zorn des Christenfeindes Diokletian erregt, wenn jemand zuerst von den Engeln unversehrt bewahrt wird und dann des Martertodes sterben muss und sein Leib der Tempel des Heiligen Geistes wird?

II.

Viel Stoff zum Lesen bot der Haushalt meiner Eltern und damit meiner Kindheit nicht. Es war eine kleine Welt, in der wir alle Dialekt sprachen, in der alle im Dorf einander kannten und sich ständig begegneten. Die Kirche war in Rufweite unseres Hofes, vom Schulhof aus konnte ich unser riesiges Haus mit dem Walmdach sehen. Und dennoch muss damals ein Grundstein gelegt worden sein, vor und während der vier Jahre Volksschule.

War der entscheidende Ort die Pfarrbücherei des katholischen Dorfes in der Oberpfalz? Zunächst war sie in einem Kellerraum des Rathauses untergebracht, dann im neuen Pfarrzentrum. Ich war eine eifrige Leserin und damit schon fast prädestiniert, irgendwann – wie meine jüngste Schwester auch – die Verwaltung und Öffnung (sonntags zwischen den Gottesdiensten) zu übernehmen. Der St. Michaelsbund betreute die Pfarrbücherei, wie heute noch zahllose Gemeindebibliotheken, und besorgte die Vorauswahl der Bücher, die angeschafft werden konnten. Das Geld stellte die Pfarrei zur Verfügung. Hier kommt Eberhard Dünninger (1934-2015) ins Bild, Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus und als solcher auch beauftragt, sich um die Belange der staatlichen Bibliotheken zu kümmern. So lernte ich ihn kennen, der später Honorarprofessor an der Universität Regensburg wurde. Ein Sonderdruck von 1981 über Johann Andreas Schmeller, den Verfasser des Bayerischen Wörterbuches, und die Mitschrift eines Vortrags über die literarische Bedeutung der Oberpfalz, datiert vom 16. Mai 1983, liegen vor mir. Das heißt jetzt aber weit vorgreifen zum glanzvollen, bildungsbürgerlichen Versprechen eines ordentlichen akademischen Studiums. Und doch wiederum nicht, denn ich meine mich an Unterhaltungen über eben diese Pfarrbücherei zu erinnern. Kein Brief, keine Kalendernotiz bezeugt sie bislang, aber mein Gedächtnis beharrt auf dieser Brücke zwischen den erratischen Lektüren und dem späteren Studium.

Die Titeltkarten der Bücher existieren noch, auch die Ausleihkarten, die für jeden Benutzer angelegt wurden. Wieder staune ich über die ungelentkte Willkür bei den entliehenen Titeln, soweit diese noch zu verfolgen sind. Die Autoren meines späteren Studienfaches sind in der Minderzahl mit Johann Peter Hebels *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes*, Theodor Storms *Pole Poppenspäler*, dann Ludwig Thomas *Lausbubengeschichten* und zuletzt Reinhold Schneiders Band mit Erzählungen unter dem Titel *Die gerettete Krone*. Dafür finde ich erzählend aufbereitete Historie von Heinrich Ple-ticha (*Geschichte aus erster Hand*) und Georg Popp (*Die Mächtigen der Erde*), dazu Sven Hedins *Transhimalaja* und Robert Kennedys *Dreizehn Tage. Wie die Welt beinahe unterging*, die 1969 erschienene Darstellung der Kuba-Krise vom Oktober 1962. Keine Erinnerung habe ich an Werner Bergengruens *Römisches Erinnerungsbuch*, auch nicht an Felix Nabors *Mysterium Crucis*, im Untertitel *Roman aus der Zeit Kaiser Neros*, der 1902 schon erschienen war und 1962 in einer Neuauflage herauskam; sein Verfasser, eigentlich Karl Allmendinger, bearbeitete nach diesem Erstlingserfolg weitere religiöse und historische Stoffe zu Romanen. Die Karte zu *Der Scheich von Sansibar* von

Johann Gottfried Thieme nennt auch meinen Namen. Und vor ziemlich genau dreißig Jahren, am 25. Januar 1976, hatte ich den Roman *Die Ente seiner Eminenz* von Adalbert Seipolt ausgeliehen; die Karte, sogar mit dem exakten Datum, überführt mich der literarischen Amnesie.

III.

Aber weil ich auch fünf Talente erhalten hatte, sagte meine Großtante, darum durfte ich eben ‚aufs Gymnasium‘ gehen. Damit öffnete sich, verglichen mit dem dörflichen Leben, schon die große Welt. Wir mussten mit dem Zug fahren, der damals noch jeden Tag, auch Samstag, um 7.11 Uhr am Bahnhof abging. Wenn um ein Uhr die Schule aus war, fing ich im Zug an, der schon auf dem Gleis stand, auf den roten Polstern aus Kunstleder die Hausaufgaben zu machen. Daheim, gegen halb drei, stellte mir die Großtante das Essen hin, das in der Backröhre des Herdes warm gehalten worden war und oft eine dicke Haut oder eine angebrannte Kruste hatte.

Und ich las! Ich musste mich zum Lesen verstecken, denn eigentlich gab es immer etwas zu tun. Ich las also auf unserem großen Speicher, wo mich so schnell keiner fand, und ich lag halb unter dem Bett, so dass meine Tanten oder Großtanten mich nicht sahen, wenn sie nur schnell ins Zimmer schauten und mich holen wollten.

Lesen war aber nicht Faulenzen wie bei dem faulen Knecht, ich musste ja lesen, um in der Schule gut zu sein. Über meine Lektüre kann ich Rechenschaft geben, denn ich schrieb die Titel in meine Schulhefte und notierte die Inhaltsangabe des Buches darunter; Inhaltsangabe hatten wir im Deutschunterricht gelernt. Auch diese Hefte gibt es noch, geschrieben mit Füller in einer ungelinken und rundlichen Schülerinnen-Schrift.

Außerdem schrieb ich ab, um Wissen nachzuholen. Ein gleiches fand ich erwähnt bei Adolf Endler, der im Gesprächsinterview *Dies Sirren* (erschienen 2010) offen über seinen Bildungsgang berichtete. Er habe die neuen Zeitschriften in den Besatzungszonen als seine „Art von Studium“ gelesen und nicht nur das: „Ich weiß noch, wie ich aus der Zeitschrift *Bildende Kunst* einen langen Artikel über Pablo Picasso abgeschrieben habe. Das war das Andere, das mich schon angezogen hatte, als ich während des Krieges ausländische Sender hörte.“

Um mich in Stenographie zu verbessern, notierte ich Radiosendungen mit. Auf der Schreibmaschine übte ich die schnellere Anschlagszahl, indem ich Texte aus der Bibliothek abschrieb. Mit einem durch F. A. Kittlers *Aufschreibesysteme* (1985) geschulten Blick schaue ich heute auf diese Versuche der Selbstalphabetisierung, der Einübung in eine Sprache, die mir fremd war, der Einübung in das Lesen und Schreiben, das schwer vom Generalverdacht des Faulenzens zu lösen war und daher kaschiert wurde als Arbeit, als unverdächtiges Üben an der Schreibmaschine. Darunter findet sich die Einleitung in die Anthologie *Spanische Erzähler der Gegenwart* von Hans Leopold Davi, ein Abriss unter dem Thema *Große Redner – große Reden* von Walter Jens, die Erzählungen *Unsere liebe Frau vom Karneval. Eine venezianische Legende* von Gertrud von le Fort, *Der Garten der Erkenntnis* von Leopold von Andrian sowie *Zwischenfall auf der Eulenusbrücke* von Ambrose Bierce. Golo Manns *Versuch über Tacitus* ist auf Juni 1976 datiert, der mochte vom Lateinunterricht motiviert sein. Aber was könnte mich bewogen haben, *Sizilianischer Spiegel*, einen Essay über Autoren wie Verga, Pirandello und Sciascia, abzuschreiben?

IV.

Als ich spät im Studium – getrieben vom Eifer, die literarhistorischen Lücken zu schließen – die Pflichtbücher der verschiedenen Leselisten durchzuackern begann, zog mich wohl Goethes *Dichtung und Wahrheit* auch deswegen in seinen Bann, weil er dort im vierten Buch des ersten Teils seine Bibellektüre erwähnt und dabei insbesondere seine Ergriffenheit durch die Geschichte Jakobs und seines Sohnes Josef.

Soll ich der Versuchung folgen, aus diesen Daten und Namen eine Teleologie, einen vorbestimmten Bildungsweg zu konstruieren, der klüglich gelenkt ward, wie Exzellenz von Knobelsdorff in Th. Manns *Königliche Hoheit* im Verborgenen die Erziehung des Prinzen Klaus Heinrich lenkt? Habe ich nun die zehn Talente bald zusammen? Resultiert eine Promotion über den Satiriker Ludwig Thoma aus der Lektüre seiner *Lausbubengeschichten*? Nahm ich meine erste Stelle in Neuseeland an, weil es so nahe an Papua-Neuguinea lag, von wo die Briefe mit den bunten Marken kamen? Bestimmt nicht! Dergleichen Harmonisierungen sind Stoff für Geburtstagsreden. Da möge es vorerst bei der Ehrlichkeit der Quellenlage bleiben.